

# Aus unveröffentlichten Briefen des Schulreformators Thomas Scherr : 1. Teil

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **32 (1922)**

Heft 1

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788852>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Kenntnis.** Es ist die Identität der seelischen Vorgänge, die beim Abergläubischen, beim Wilden und bei unserem Kleinen diese Gleichartigkeit der Praktiken bedingen.

Wie vor den Hunden, so suchte sich der Kleine vor den Autos zu schützen. Er suchte sie zu meiden und ist ihnen von ferne ausgewichen. Auf dem Wege der Verschiebung, längs eines einfachen Zusammenhanges, hatte sich die Angst vom Bruder auf das Auto übertragen. Dieser hatte eine rauhe, tiefe Stimme (Stimmbruch) und ihn damals „hu, hu“, wie ein „böses“ Auto angefahren. So ward ihm letzteres gleichfalls zum Schreckgespenst, das ihn bedrohte. In gleicher Weise werden Angst und andere Affekte häufig an bestimmte Objekte und Situationen gebunden, mit denen sie dann fest verlötet bleiben. Es ist derselbe Mechanismus der Affektverschiebung, wenn sich ein Mädchen in der Vorpubertät plötzlich mit den schwersten Vorwürfen über unzulängliche Arbeitsleistung überschüttet, darin fortfährt, wiewohl alle, die sie kennen, ihr versichern können, dass sich nichts verändert hat und die Untersuchung nachzuweisen vermag, dass jene Selbstvorwürfe ihre Wurzel aus dem Schuldgefühl voraufgegangener Onanie beziehen. Diesem Mädchen war der Zusammenhang völlig unbekannt geblieben. Sich selbst überlassen, wäre wohl auch bei unserem Kleinen die Drohung des Vaters, die der Onanie gegolten, dem Bewusstsein allmählich entschwunden, und das Auto hätte im Laufe der Zeit die vollständige Ersetzung übernehmen können. Es hätte dann eventuell längerer psychoanalytischer Bemühung bedurft, den Zusammenhang im Bewusstsein wieder herzustellen.

Das Bestreben, das Angstobjekt zu meiden, um die Angstentbindung zu umgehen, die regelmässig vom Ersatz ausgeht, ist die eigentliche Phobie. Wir wissen, unser Kleiner verfuhr ebenso und wo es nicht ging, da verstand er sich in anderer Weise zu helfen. Auf dem Schulwege stellte er sich in den Schutz Erwachsener. Wenn ihnen dann ein Hund begegnete, ist die Angst ausgeblieben oder war doch stark herabgesetzt.

---

## **Aus unveröffentlichten Briefen des Schulreformators Thomas Scherr.**

### **I.**

Wir bringen in der Folge einige Auszüge aus bisher noch nicht veröffentlichten Briefen des zürcherischen Schulreformators Thomas Scherr, die an B. Steinmann in St. Gallen gerichtet sind. Scherr stand mit der Familie des Regierungsrats Steinmann vom Jahre 1829 an, da er an der Blindenanstalt in Zürich wirkte, bis zu seinem Tode in den freundschaftlichsten Beziehungen. Zum bessern Verständnis der Briefe sei daran erinnert, dass Scherr im Jahre 1825 aus Württemberg als Lehrer an die Blindenanstalt in Zürich kam, sich an der Reorganisation des zürcherischen Schulwesens lebhaft beteiligte, in den Erziehungsrat gewählt und 1832

zum Direktor des neu gegründeten Lehrerseminars in Küsnacht-Zürich ernannt wurde. Infolge der bewegten politischen Zeiten erstanden ihm bald heftige Gegner. Im Februar 1839 suchte er beim Erziehungsrate um einen sechsmonatigen Urlaub nach, den er in Emmishofen im Kt. Thurgau zubrachte. Da kam der „Septemberputsch“, der zur Folge hatte, dass Scherr als Seminardirektor wider alles Recht entlassen wurde. Er blieb vorerst noch in Emmishofen, zog dann im Frühjahr 1840 auf den Sonnenberg in Winterthur, wo er eine kleine Erziehungsanstalt eröffnete. Im Frühjahr 1843 verliess Scherr den Kt. Zürich und siedelte sich auf der „obern Hochstrasse“ bei Emmishofen an, wo er bis zu seinem am 10. März 1870 erfolgten Tode verblieb.<sup>1)</sup>

Zürich, den 7. Oktober 1831.

Ob der Cholera ist mir gar nicht bange. Die Sterblichkeit in Berlin und Wien ist verhältnismässig sehr gering und wird bei uns sicherlich noch geringer sein. Indessen haben wir uns mit dicken Federkissen und mit Flanell voll versehen, auch in ein Zimmer noch einen Ofen setzen lassen, und den Dr. Lavater beauftragt, uns mit allem Nötigen zu versorgen. Wie gesagt, die Sache ist des Lärmens nicht wert.“

„Vom Politischen mag ich nur nicht reden, die Sache ist mir verleidet; darum, dass alle Freundschaft in Hass und alle gesellschaftl. Freude in Feindschaft verkehrt worden ist. Von der Wut, in welcher fortwährend unsere Stadtherren sind, mögen Sie sich kaum einen Begriff machen können. Seit einem halben Jahre bin ich in keine Gesellschaft mehr in der Stadt gekommen. Warum die Narren auch mir feind sind, das weiss ich doch nicht, wahrscheinlich darum, dass ich ihre törichten Ideen nicht da oder dort in Blättern verteidigte und lobte.“

Küsnacht, den 17. Februar 1833.

„Die Hochschule kommt in ein gutes Geleise. Gestern haben wir ein Dutzend Privatdozenten anerkannt. Aus Würzburg haben sich noch zwei sehr geschickte — und reiche — Gelehrte angetragen, unentgeltlich Kollegien zu lesen. Es handelt sich jetzt nur noch um eines, und zwar ein nicht Unwesentliches, d. h. um Studenten. Es wäre allerdings ein fataler Kasus, wenn mehr Professoren und Dozenten als Studenten zum Vorschein kämen. Kommen nicht aus St. Gallen auch einige Schüler? Sonst ist der Kt. Zürich gleichwohl ein Land, vor dem man Respekt haben muss: 20 Millionen reines Staatsvermögen!

Mit dem Volksschulwesen steht es gut: Der Staat gibt jährlich zur Aufbesserung der Lehrerbesoldungen beinahe 80,000 Franken. Das Seminar gewinnt Bestand; bereits haben sich wieder 34 Jünglinge zur Aufnahme gemeldet. Ich vernehme, die St. Galler wollen auch eine solche Anstalt gründen. Das Schulverbesserungswerk muss von einem Prinzipie ausgehen, nämlich vom Geldprozess. Wenn man die Lehrer nicht vor allem ausordentlich besoldet, so ist die Sache

<sup>1)</sup> Scherrs Aufenthalt und Schicksale im Kt. Thurgau behandelt die auf sorgfältigen Quellenstudien fussende Schrift von Dr. A. Leutenegger: Thomas Scherr im Kt. Thurgau. Frauenfeld, 1919. Verlag des Histor. Vereins des Kt. Thurgau.

Tand und Sand. Die Thurgauer haben da auch geschwind 4000 fl. für ein Seminar ausgesetzt, und ihr ganzer Steuerertrag ist 20,000 fl. Das sind Narrenteidinge!“

Küsnacht, den 14. März 1833.

„Nunmehr kann ich Ihnen über die Festlichkeiten bei der Eröffnung unserer Hochschule genauere Auskunft geben. Es geht dabei hoch her!

Morgens um 8 Uhr verkündigen 24 Kanonenschüsse den Zug der versammelten Staatsbehörden vom Rathaus ins Grosse Münster. Vier Kompagnien Grenadiere bilden Spalier. Voran die Regierung, folgen Obergericht, Kriminalgericht, Staatsanwalt, Erziehungsrat, Kirchenrat, Akademischer Senat, Lehrerschaft und 2—300 Lehrlinge der Kantonsschule. In der Kirche ertönt Webers grosse Jubelsymphonie, dann Männerchor, Rede des Amtsbürgermeisters, des Präsidenten des Erziehungsrates, des Rektors, Übergabe der Stiftungs-urkunde auf sammetenem Kissen, 24 Kanonenschüsse, Rückzug, grosses Essen im Kasino, Toaste usw. Ein solch Spektakel wird seit Jahren nicht gesehen worden sein. Es wird auch eine grosse Schamünze geprägt in Gold, Silber und Kupfer zum ewigen Gedächtnis der Reorganisation unseres gesamten Schulwesens.

Inbetreff des Seminars habe ich zu melden, dass die Sache einen guten Gang nimmt. Das erste öffentliche Examen fiel so zur Zufriedenheit aus, dass selbst der feindselige Republikaner seinen Beifall nicht versagen konnte. Es haben sich 56 junge Leute gemeldet. Ich erhalte noch einen dritten Lehrer und wahrscheinlich bald das prächtige Amthaus dahier.“

Küsnacht, den 24. Juni 1837.

„Diesen Augenblick ist mein Sohn gestorben. Er wurde am Dienstag voriger Woche von Gichtanfällen heimgesucht und hat schrecklich gelitten, wir mit ihm. Sie haben das Knäblein nie gesehen. O, er war so hold und fröhlich, so kräftig und regsam! Ist das nicht ein eigenes Schicksal, zwei Knäblein und beide in der gleichen Lebenswoche und an der gleichen Krankheit gestorben. Meine Hoffnung auf Erfüllung des höchsten Wunsches im Leben ist dahin; ich sollte keinen Sohn behalten.

Es wird dieser Fall einen bedeutenden Einfluss auf meine künftigen Lebensverhältnisse haben. Ich bin müde.“

Küsnacht, den 14. Mai 1838.

„Über meinen künftigen Lebensplan muss die nächste Zeit entscheiden, und ich erwarte diesfalls jeden Tag eine Zuschrift von Seite des Erziehungsrates. Immer mehr sehe ich ein, dass mir meine Gegner keine Ruhe lassen werden, und alle meine Bestrebungen statt irgend einer Anerkennung nur Tadel und Kränkung hervorrufen mögen. Zwei Drittel meines Lebens sind bereits verflossen, und zwar meistens unter Kampf und Mühsal. Ich will nicht auf Bequemlichkeit und Ruhe Anspruch machen; aber ein stilles und freundliches Wirken, sei es auch im engern Kreise, liegt in meinen innigsten Wünschen.

Vor etlichen Wochen war öffentliche Jahresprüfung. Meine Gegner kamen da freilich mit einer bitteren Erfahrung weg, indem gerade diejenigen Lehrer, auf die sie als ihre Parteigänger zählten, ganz übel bestanden. Dafür lassen sie nun in öffentlichen Blättern ihr Gift an mir aus und verleumden fort und fort, hoffend, es müsse doch etwas hängen bleiben, das meinem Rufe schade, und diese Hoffnung ist nicht ganz eitel.“

U. Hochstrasse b. Emmishofen, den 15. Aug. 1839.

„In den letzten Tagen ging es ziemlich lebhaft bei uns her. Die Seminaristen und bald darauf eine Schar von zweihundert Lehrern kamen auf Besuch. Gerade in denselben Tagen langten auch meine alten Eltern bei uns an, und seither vergeht kaum ein Tag, ohne dass ein Wanderer bei uns einkehrt.

Über unsere Zustände schreibe ich nicht gerne. Es ist eben doch eine traurige Geschichte. Die Beschlüsse des Grossen Rates haben zwar in mancher Hinsicht Satisfaktion gewährt, indessen denke ich nur mit Widerwillen an den Zürichsee, und jeder Tag, der uns der Abreise näher bringt, scheint mir ein grosser Verlust. Wir werden hier bleiben, solange immer möglich, wahrscheinlich bis zum letzten Tage im August, solange eben mein Urlaub dauert“

U. Hochstrasse b. Emmishofen, den 18. Sept 1839.

„Wir sind immer noch hier, und ich gewärtige täglich mein Absetzungsdekret. Das ist ein seltsamer Wandel der Dinge. Kaum sind zwei Jahre verflossen, als die höchsten Staatsbehörden meine Entlassung unter schmeichelhaften Ausdrücken zurückwiesen, und ich moralisch genötigt wurde, meine Stelle zu behaupten; noch kein Vierteljahr, dass mir im Grossratssaale überschwengliches Lob gespendet wurde, und schon jetzt werde ich wie ein fauler Körper mit Verachtung über Bord geworfen.

Der eigentliche Zustand im Kanton Zürich ist unzweifelhaft der: Der gebildete Teil des Volkes ist natürlich der Kopfzahl nach die Minderheit. Diese Minderheit leitete seit 1831 die Staatsangelegenheiten durch Einfluss und Ansehen. Nun ist die unselbständige Mehrheit des Pöbels durch Anleitung der Pfaffen und Aristokraten plötzlich zur politischen Tätigkeit erwacht und herrscht durch Terror. Alle gebildeten, sonst angesehenen Leute sind unterdrückt. Dies lehrt am besten die letzte Wahlgeschichte. In Küsnacht wurde kein Fierz, Abegg, Bleuler usw. gewählt, sondern ein Stadtaristokrat und zwei Männer, die weder Vermögen, noch Bildung, noch Charakter besitzen. Stäfa, das grosse, reiche Stäfa, hat keinen seiner Mitbürger in den grossen Rat würdig befunden, sondern drei Städter, alte Aristokraten, gewählt. Hess ist ein jämmerlicher Wicht, er bleibt sich in der Inkonsequenz getreu: 1814 konspirierte er mit den Bernerpatriziern, 1830 mit den Züricher Landbürgern, 1839 mit den Pfaffen und dem Pöbel. Der Mann wird noch in schmachvolle Verachtung fallen. . .“

Emmishofen, den 26. Okt. 1839.

„Sie wissen, ich hatte Urlaub bis Ende August. Dann erhielt ich Verlängerung bis Mitte Oktober. Der Erziehungsrat liess den Urlaub ablaufen, ohne mir eine Mitteilung zu machen. Da schrieb ich, dass ich am 15. Oktober meine Amtsverrichtung fortsetzen werde. Das wirkte, ich wurde suspendiert.

Ihnen kommt es befremdlich vor, dass ich nicht selbst resignierte. Sehen Sie, da hätte ich mich nur lächerlich gemacht; nicht nur dies. Man hätte gewiss Veranlassung genommen, zu sagen: Seht, er hat kein gut Gewissen, jetzt, da es ernst gilt, sucht er der Untersuchung auszuweichen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, musste ich in eigentlicher Passivität verharren. Man wollte mit mir unterhandeln und mich mit einer verdeckten Geldentschädigung zur Demission bewegen. Ich wies diese Erbärmlichkeit der Regierung mit Verachtung zurück: ich will abgesetzt werden, damit das Mass der Ungerechtigkeit immer voller und voller werde; meine Absetzung wird ihnen zur ewigen Schmach, mir aber zur Ehre gereichen. So wird die Geschichte richten. Ob ich Pension erhalte oder keine, das ist Nebensache; aber dass ich dem Unglück und der Ungerechtigkeit nicht feige auszuweichen trachte, das ist meine Pflicht.“

Winterthur (Sonnenberg), den 2. Januar 1841.

„Sie haben mich ermuntert, Ihnen einen langen Brief zu schreiben; ich folge gerne, es ist der erste dieses Jahres. Womit soll ich aber beginnen: mit der Vergangenheit? Ach! Was soll ich sagen. Vor zehn Jahren handelte es sich um meine Berufung zum Seminardirektor; ich hatte die erste Hoffnung, Vater zu heissen; ein grosses Feld nützlicher Tätigkeit lag vor mir. Vor zwanzig Jahren wurde ich zum Taubstummenlehrer ernannt; ich war umringt von wohlmeinenden Freunden, an meiner Seite der hoffnungsreiche Bruder August; ich selbst voll jugendlicher Kraft und Zuversicht. Das ist nun alles vorbei: ich bin ein Fremdling in der alten, ein Fremdling in der neuen Heimat. Der edle Bruder ist tot, die Freunde sind verloren. Meine ungeheure Arbeit für das Schulwesen wird zertrümmert und zerstossen. Rings um mich her Zerstörung und Verlust: Die Söhne verblieben, die Gattin im Grabe. Und die Zukunft? Ich habe eiteln Hoffnungen entsagt; ich fürchte das Unglück nicht mehr; denn es ist ja seit einiger Zeit mein täglicher Genosse.

Es ist jetzt recht Winter auch auf dem Sonnenberge. Wir leben fast einsiedlerisch; ich besuche Niemanden in Winterthur (seit vielen Wochen kam ich in kein Privathaus), und ebenso kommt auch niemand zu uns. Das ist mir nun ganz recht; aber darum war es ein übler Rat meiner Freunde, dass sie mich hieher riefen. Je mehr und mehr komme ich zur Überzeugung, dass ich am besten tue, wenn ich mich in stiller Verborgenheit auf einige wenige Zöglinge beschränke und in der Wissenschaft Trost und Hilfe suche.“

„Mein Prozess mit der Regierung wird am 28. vor Obergericht entschieden werden; es ist nicht daran zu denken, dass ich Gerechtigkeit erlange.“

(Fortsetzung folgt.)